



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Oestreicher im schleswig-holsteinischen Kriege. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Oestreicher im schleswig-holsteinischen Kriege.

1.

Nicht ohne Grund beschuldigte man noch vor wenigen Jahren die Militärs verschiedener kleiner Staaten der Schreibseligkeit und einer gewissen Ruhmredigkeit in Betreff ihrer in früheren Kriegen vollbrachten Thaten. Andererseits soll der schweizerische General Dufour, sonst kein sonderlicher Freund der Oestreicher, sich einst über die Leistungen der Truppen Radetzky's geäußert haben, daß ihm das geringe Aufheben, welches dieselben von ihren Thaten machten, am besten gefalle.

Die letzten fünfzehn Jahre haben dies geändert. Einige wirklich befähigte Schriftsteller und eine Legion geist- und gestinnungsloser Scribenten haben in dieser Zeit die Welt mit einer Fluth von kleineren und größeren Arbeiten auf dem Gebiete der österreichischen Kriegsgeschichte überschwemmt, und die Schönfärberei mancher dieser Herren hat geradezu Wunder gethan. Den Gipfel dieser Art von Kriegsgeschichtschreibung hat man aber erst jetzt in der periodischen Presse erreicht, nach deren Expectorationen man meinen sollte, Thaten wie die des Feldzugs in Schleswig und Jütland seien in der österreichischen Geschichte, ja in der Geschichte der Welt noch nicht dagewesen, und Namen wie Belgrad und Aspern, Collin und Novara, Eugen, Loudon und Radetzky nichts gegen Jagel, Deversee und Beile, Gondrecourt und Gablenz.

Laudon erklärte nach der Schlacht bei Liegnitz, die er übrigens nur durch Verschulden Dauns verlor, daß „er nun wieder gar viele Siege erfechten müsse, um diese Scharte auszuweken“. Wie ganz anders denken jene, welche durch einige glückliche, aber nichts entscheidende Gefechte und die Besignahme einer verlassenen Festung die Erinnerung an den von beispiellosem Ungeschieß und unausgesetzten Niederlagen begleiteten Feldzug von 1859 verwischt zu haben vermeinen! Und obschon neuerdings die überlegene Taktik und die höhere Intelligenz der Führer und der einzelnen Krieger bei den Preußen unwiderlegbar zur Geltung kamen, kann man gleichwohl in der österreichischen Presse — und zwar nicht allein in dem officiösen Theile derselben — die unübertreffliche Tüchtigkeit und die fast unglaublichen Leistungen und Erfolge der österreichischen Armee und

ihrer Feldherrn allen andern Heeren und deren Anführern als Musterbilder aufgestellt finden. Sehen wir im Folgenden zu, was an diesen Versicherungen ist.

Schon die ersten Vorkehrungen und die ganze Anlage des Feldzuges ließen zu wünschen übrig, da sich auch dieses Mal Halbheit und Inconsequenz in allen Dingen bemerkbar machten. Erst wurde zu den Executionstruppen nur die eine Brigade Gondrecourt, dann aber, als Krieg geführt werden sollte, das gablenzische Armeecorps mobil gemacht. Preußen vermehrte später seine Streitkräfte fortwährend, das österreichische Contingent wurde nicht um ein Bataillon verstärkt und erhielt kaum einen nothdürftigen Ersatz für die erlittenen Verluste. Die Andeutungen, daß man nur der Ehre halber mitgehe und der preußischen Armee aus Galanterie den Vorrang lasse, hatten einen hohlen Klang. Hätte man gekonnt, so würde man sicherlich für jedes von den Preußen auf den Kriegsschauplatz abgesendete Bataillon ein Regiment haben marschiren lassen. Aber schon die Ausrüstung des einen Armeecorps hatte bewiesen, daß dem heutigen Oestreich die Zusammenziehung einer größeren Truppenmacht (außer zu Lust- und Uebungslagern) fast unmöglich ist, wenn die schon seit Langem drohende Krise nicht sofort zum Ausbruch kommen soll. Aus allen Theilen der Monarchie mußten die Bataillone herbeigezogen, in allen Provinzen mußten die umfassendsten Garnisonsveränderungen vorgenommen werden, um die entstandenen Lücken nur einigermaßen zu füllen. Aus Italien durfte, schon des moralischen Eindruckes wegen, nicht ein Mann weggeführt werden. Dort standen aber gerade die auserwähltesten Truppen. In Galizien geboten die damaligen Verhältnisse eher eine Vermehrung als eine Verminderung der Besatzung. Wenig besser sah es in Ungarn, Kroatien und Siebenbürgen aus, und den durch die letzten Feldzüge stark mitgenommenen Bewohnern der Militärgrenze durfte man auch keine sonderliche Bereitwilligkeit zur Ertragung weiterer Opfer und Anstrengungen zumuthen. In Böhmen und Mähren aber, in welchen Ländern eine Verminderung der Besatzung stattfinden konnte, befanden sich mehre Regimenter, von denen man behauptete, daß man sie der Welt gar nicht zeigen dürfte. Denn es waren darunter gerade jene italienischen Truppen, welche sich 1859 am schlechtesten bewährt und seither keine Beweise von einer Aenderung ihrer Gesinnungen gegeben hatten. So blieben nur einige Bataillone aus Böhmen und dem deutschen Theile Ungarns, sowie die Garnison von Wien zur Verfügung, und die Offiziere des Generalstabes, welche mit der Zusammenstellung des nach den Herzogthümern abzuschickenden Armeecorps beauftragt wurden, hatten in der That ein gutes Stück Arbeit.

Endlich nach Ueberwältigung aller Hindernisse und mit unverhältnißmäßigen Kosten hatte man ein Corps von fünf Brigaden mit zwanzig Infanterie- und Jägerbataillonen, zwei Cavallerieregimentern und einem schwachen Artillerie-

regiment zusammengebracht. Auch dieses Mal waren es die deutschen Provinzen, diese zu aller Zeit ausgebeuteten Fundgruben zur Ergänzung des Heeres und zur Füllung der Kassen, welchen das bedeutendste Contingent entnommen wurde. Rheinhüller, Belgien und Hessen, drei Regimenter, welche 1859 den dritten Theil ihrer Mannschaft und fast alle Stabsoffiziere auf dem Plage gelassen hatten, waren nebst den Jägern, der Artillerie, den Pionieren und Geniesoldaten, sowie dem Dragonerregimente Windischgrätz Oestreicher, Steirer und Böhmen, während die übrigen Truppentheile aus allen Nationalitäten des Reiches zusammengesetzt waren. Absichtlich, vielleicht auch weil man nicht anders konnte, hatte man allerdings zugleich eine italienische Truppe, das Regiment Holstein (Inhaber desselben ist der hinsichtlich seiner militärischen Fähigkeiten in der Armee nicht eben besonders vortheilhaft bekannte Prinz von Holstein-Glücksburg, ein Bruder des Protokollprinzen) ausgewählt; man gebrauchte jedoch die Vorsicht, dasselbe fast immer bei der Reserve zu lassen, und erst vor Fridericia bekamen diese Italiener Gelegenheit, einige Schüsse in die Luft abzufeuern.

Da der Truppentransport nur auf den durch preussisches Gebiet führenden Bahnen stattfinden konnte, mußte der ganze bereits ausgearbeitete Marschplan umgestoßen und die in Böhmen und Oberösterreich befindlichen Truppen, welche ihre Ergänzungen soeben aus den entlegensten Provinzen herangezogen hatten, wieder zurück dirigirt werden.

Blickte man nach den Führern, welche diese Brigaden befehligen sollten, so konnte man sich auch nicht gerade übergroßen Hoffnungen überlassen. Die Generale Thomas, Dormus, Dobrzensky und Kostiz hatten sich bisher weder im Kriege noch im Frieden einen glänzenden Namen erworben. Graf Gondrecourt, seiner Herkunft nach französischer Emigrant, seiner Gesinnung nach Aristokrat vom reinsten Wasser, hatte sich, als Adjutant des Grafen Clam-Gallas, allerdings bekannt genug gemacht, aber weniger durch Kriegsthaten, als durch die Härte und Strenge, mit welcher er die Besatzung von ganz Böhmen in steter Scheu vor sich erhielt.

Der erst später auf den Kriegsschauplay abgesendete Feldmarschalllieutenant Graf Reipperg gehört zu jenen nur durch ihre Geburt zu ihrer Stellung gelangten Männern, die in Oestreich trotz aller Versicherungen, daß nunmehr nur das Verdienst berücksichtigt werde, noch immer die Regel bilden*).

Feldmarschalllieutenant Baron Gablenz hatte allerdings günstigere Antecedentien, indem er sich schon 1848 in Italien als Hauptmann ausgezeichnet und in

*) Graf Reipperg ist ein Sohn des bekannten österreichischen Generals gleiches Namens, des zweiten Gemahls der Erzherzogin Maria Louise, aus der ersten Ehe desselben. Der in Rede stehende Reipperg kann also gewissermaßen als zur kaiserlichen Familie gehörig betrachtet werden.

dem nachfolgenden ungarischen Winterfeldzuge als Chef des Generalstabs des schließlichen Corps (welcher Generalstab übrigens stets nur aus zwei bis drei Offizieren bestand) fungirt hatte. Herr v. Gablenz galt überhaupt für einen tapfern Soldaten, als welchen er sich auch dieses Mal bewährt hat; doch zeigte sich auch bald, daß er sich nicht von der althergebrachten österreichischen Taktik losgesagt hatte, und daß ein seinen Platz genügend ausfüllender Generalstabs-offizier nicht immer zugleich ein unübertrefflicher Heerführer sein muß. Mit einer gewissen Liebhaberei für Popularität und einer starken Neigung Effect zu machen, kommt er seinem Freunde Benedek ziemlich nahe, während er sich von diesem durch liebenswürdiges Benehmen gegen die Zunächststehenden auszeichnet und nicht den österreichischen Suwarow spielt, sondern durchweg als Mann von gentlemännischen Gewohnheiten auftritt.

Waren nun auch die Truppen zusammengebracht, so sah es mit deren Ausrüstung und mit der Herbeischaffung aller Heeresbedürfnisse noch übel aus, und man fand bald heraus, daß die schmerzlichen Erfahrungen des Jahres 1859 noch immer nicht hinreichend benützt worden waren.

Die Bekleidung der Mannschaften war, obgleich die Adjustirungsfrage Gegenstand ununterbrochener Beschäftigung der Armeebehörden gewesen, für einen Winterfeldzug unzureichend, und so mußte die Privatwohlthätigkeit mithelfen, um die Truppen mit Strümpfen, Handschuhen und Winterwäsche zu versorgen. Das Verpflegungswesen war ebenfalls in schlechtem Zustande, und die Leute litten, nachdem die Feindseligkeiten begonnen hatten, fast ebenso an Allem Mangel, wie 1859.

Dafür schickte man eine eigene Feldtelegraphenabtheilung mit, obschon sich der geringe Nutzen der Feldtelegraphen in dem letzten Feldzuge unzweifelhaft herausgestellt hatte.

Ferner war das Sanitätswesen, dessen Reorganisation so viel Kopfzerbrechen verursacht hatte, so unzulänglich beschaffen, als es nur denkbar war. Schon nach dem ersten Gefecht, an welchem nur eine einzige Brigade theilgenommen hatte, mangelte es an ärztlicher Hilfe und an allen Lazarethbedürfnissen in solchem Grade, daß die Aerzte und Krankenwärter der deutschen Bundesstruppen, ja selbst Civilärzte requirirt werden mußten und der in Wien zusammengetretene patriotische Verein vor allem um Zusendung von Charpie und Verbandstücken angegangen wurde.

Am übelsten aber stand es mit der Ausrüstung der Artillerie. Dieselbe wurde mit den, sowohl der Mannschaft als den Offizieren fast unbekanntem Geschützen des neuen, durchaus unausgebildeten Systems, obendrein mit den kleinsten Kalibern ausgerüstet und stand auch hinsichtlich der Zahl zu der Stärke der übrigen Truppen in keinem richtigen Verhältnisse. Man verließ sich in dieser Beziehung ganz auf die Preußen.

An einen Operationsplan dachte niemand, doch war dies vielleicht ein Vortheil. Die österreichische Taktik lebte gleich der österreichischen Politik von der Hand in den Mund, und es wurde also wenigstens nichts verdorben. Ebenso wenig dachte man an eine Verstärkung. Man lebte in der festen Ueberzeugung, mehr als das Genügende gethan zu haben, auch mochte man fühlen, daß man die letzten Kräfte erschöpft habe.

Die Vorkehrungen, welche man auf österreichischer Seite getroffen hatte, ließen also keine günstigen Resultate erwarten, und wären die Kaiserlichen allein gewesen oder wäre ihnen die Leitung des Ganzen übertragen worden, der „tappere Landsoldat“ stände vermuthlich noch heute in Düppel, Friedericia und Alsen, wenigstens hätte der Krieg die dreifache Zahl von Opfern gefordert.

Der Abmarsch der Truppen erfolgte erst in der zweiten Hälfte des Januar, nur die Brigade Gondrecourt rückte schon im December ab und bildete dann die Avantgarde des Ganzen. Nach unsern Nachrichten hätte es dem gablenzischen Corps selbst noch zu Ende des Januar übel ergehen können, wenn die Dänen ihren Vortheil besser verstanden und die Offensive ergriffen hätten; denn die Östreicher waren durchaus nicht in schlagfertiger Verfassung.

Die erste Heldenthat der kaiserlichen Armee war das bekannte brüste Einschreiten Gondrecourts gegen die hamburgere Turner. Die Drohung des Generals war keineswegs eine leere Gasconnade, sondern man darf überzeugt sein, daß Gondrecourt ohne Bedenken, ja mit Behagen auf jene „demokratische Bagage“ hätte Feuer geben lassen und daß seine Polen und Magyaren diesem Befehle mit größter Pünktlichkeit nachgekommen sein würden. Waren doch die Dänen in den Augen dieser letzteren nur eine andere Gattung „Schwaben“. Die von einem besonders gut österreichisch gesinnten Blatte erzählte Anekdote von einem ungarischen Soldaten ist für den Geist, welcher diese Truppen besetzte, bezeichnend genug. Dieser Soldat fragte seinen Unteroffizier, ob es, sobald nur erst die dänischen Schwaben geklopft sein würden, auch ganz gewiß mit den andern Schwaben (den sächsischen und hannoverschen Truppen!) losgehen würde.

Indessen scheint, da selbst unter den eigenen Offizieren sich Zeichen der Mißbilligung über Gondrecourts Verfahren vernehmen ließen, dem letzteren von der Regierung in Wien größere Mäßigung anempfohlen worden zu sein.

Zögernd rückten endlich die Kaiserlichen über die holsteinische Grenze und bis nach Rendsburg vor, wo sie den im Kronwerk befindlichen Dänen einige Tage lang Gewehr im Arm ruhig gegenüberstanden. Feldmarschall Wrangel machte dem weiteren Zuwarten ein Ende, indem er den Vormarsch der allirten Armee sofort nach dem Ablaufe der den Dänen gestellten letzten Frist, also auf den 1. Februar anbefahl, was wohl dem General v. Gablenz und seinen Soldaten, nicht aber den Herren in Wien erwünscht sein mochte.

Die Dänen, welche hier einen ernstlichen Widerstand nicht beabsichtigt und schon vorher alles zum Rückzuge vorbereitet hatten, räumten, sobald sie die ersten Bewegungen der Gegner bemerkten, das Kronwerk und zogen sich auf der schleswiger Chaussee auf ihre hinter dem Dannewerk stehende Hauptmacht zurück, wobei sie ihren Verfolgern das Nachrücken durch Zerstörung mehrerer Brücken möglichst zu erschweren suchten.

Die erste zu passirende Brücke war jedoch ziemlich unversehrt geblieben; wahrscheinlich war ihre solide Bauart Ursache davon, doch hatte sich unter der Bevölkerung von Rendsburg und unter den Truppen das unwahre, aber unter diesen Umständen nicht unwahrscheinliche Gerücht verbreitet, daß der jenseitige Brückenpfeiler unterminirt worden sei. Baron Baselli, der Oberst des Husarenregimentes Liechtenstein, wollte nun nicht, wie man ihm zumuthete, seine Reiter ohne Weiteres hinüberjagen und zwecklos in die Luft sprengen, sondern vorher durch Pioniere und Mineure die nöthigen Vorkehrungen treffen lassen. Diese umsichtige Handlungsweise erregte indessen den Unwillen des Baron v. Gablenz, und der Bericht des eben im Zenith der Hofgunst stehenden Generals fand in Wien so unbedingten Glauben, daß der Oberst ohne weitere Untersuchung des Vorfalles durch ein kaiserliches Machtwort sofort „krankheitshalber“ pensionirt wurde.

Erst am 3. Februar fand, wenn man die bis dahin zwischen einzelnen Vorposten gewechselten Schüsse unberücksichtigt läßt, der erste Zusammenstoß statt.

Die bei Wittensee stehende Brigade Gondrecourt sollte, von der Brigade Thomas und der preussischen Gardedivision unterstützt, sich der Orte Jagel, Ober- und Niedersell bemächtigen und bis Wedelspang, also bis zum Dannewerk vorzudringen suchen.

Betrachtet man die bedeutende Truppenzahl, welche der preussische Feldmarschall zur Erreichung des angegebenen Zieles bestimmt hatte, erwägt man, daß die angeblich nutzlose Kanonade von Missunde doch den wesentlichen Erfolg gehabt hat, einen großen Theil der Streitkräfte und die ganze Aufmerksamkeit des Feindes auf den linken Flügel desselben zu ziehen, so erscheint die Lösung der dem General Gablenz zugewiesenen Aufgabe nicht besonders schwierig. Aber die einzelnen Dispositionen waren so getroffen worden, daß es die auf diesem Punkte befindlichen Dänen, etwa zwei Brigaden, eben nur mit der einen Brigade Gondrecourt zu thun bekamen, und die österreichische Taktik hatte also, wie fast immer, auch jetzt glücklich das schwierige Problem gelöst, die Truppen einer dem Feinde überlegenen Armee im Kampfe doch nur in der Minderzahl auftreten zu lassen.

Es blieb folglich den österreichischen Bataillonen nichts übrig, als sich mit dem Muthe der Verzweiflung zu schlagen. Und daß auch jetzt die Opfer noch größer waren, als es nothwendig gewesen wäre, dafür sorgten schon die den Leuten eingedrilte Taktik und die Statuten des Theresienordens, nach welchen nur

jener dieser Auszeichnung würdig ist, welcher etwas thut, was er auch hätte unterlassen können. Dadurch aber wird nur zu oft ein einseitiges, mit den Bewegungen der andern Truppen nicht im Einklange stehendes Vorwärtsdrängen und eine rücksichtslose Menschenopferung veranlaßt, und das in Rede stehende Gefecht war von dieser Regel keine Ausnahme. Hätten Franzosen an der Stelle der Dänen gestanden, so wäre der Ausgang des Kampfes sehr wahrscheinlich ein anderer gewesen, und die wirklich anerkennenswerthe Tapferkeit der österreichischen Soldaten sowie die umsichtige Leitung von Seiten einzelner Offiziere, zumal jener des polnischen Regiments Martini, wäre ohne Erfolg geblieben.

Die Avantgarde der Brigade, aus dem 18. Jägerbataillon, vierzig Husaren und einigen Pionieren nebst zwei Kanonen bestehend, rückte auf gerader Straße gegen Oberself vor und blieb während des Marsches außer einigen mit einer retirirenden dänischen Cavallerieabtheilung gewechselten Schüssen unbehelligt. Das 1. Bataillon des 34. (ungarischen) Infanterieregiments Preußen wurde zuerst in das Gefecht verwickelt. Diese Truppe war von Breckendorf aus links nach Lottorf gegen die rechte feindliche Flanke detaschirt worden und fand letztgenannten Ort unbesetzt, dagegen vor demselben zwischen Lottorf und dem selber Moor an der Kreuzung der Eisenbahn mit der Chaussee und vor dem Dorfe Jagel den ziemlich vortheilhaft postirten und auch der Zahl nach überlegenen, aber gar keines Angriffes gewärtigen Gegner. Die wackern und hier auch vortrefflich geführten Ungarn hatten den Vortheil der Ueberraschung für sich, sie besetzten die ersten Häuser von Jagel, ehe die Dänen nur ihre Anwesenheit recht inne wurden und zwangen den Gegner nach einem kurzen, aber sehr hitzigen und verhältnismäßig blutigen Gefecht zum Rückzuge nach den hinter dem Klosterkrüge befindlichen Verschanzungen, den Vorwerken des eigentlichen Dannewerks. Man muß gestehen, daß dieses Bataillon kaum besser geführt werden konnte, und daß auch die einzelnen Soldaten alles irgend Mögliche leisteten. In der Lage, in welcher sich das Bataillon befand, da der Feind außer seiner Ueberlegenheit an Mannschaft auch eine Batterie besaß, war schnelles Drauflosgehn das beste Mittel zum Siege, weil man dadurch den Gegner überraschte und ihm die Gelegenheit, seine Feuerwaffen zu gebrauchen, entzog, und weil in dem nun folgenden Kampfe Mann gegen Mann die physischen Eigenschaften der magyarischen Krieger am besten verwerthet werden konnten.

Während dieses Kampfes stieß auch das Gros der Brigade und zwar zuerst das 18. Jägerbataillon auf den in Oberself, am Königsberg und vor Wedelspanng sehr günstig postirten und von seiner Artillerie kräftig unterstützten Feind.

Auch hier bewährten die einzelnen Bataillone sich ganz vortrefflich, die Soldaten fochten mit Ausdauer und Tapferkeit, und auch die Anführer dieser Bataillone zeigten Muth und Umsicht; aber die einzelnen Theile klappten nicht

recht zusammen, die höhere Leitung war mangelhaft oder existirte gar nicht, und mehrfache Mängel der Organisation und Taktik verdoppelten den Verlust, der auch unter günstigeren Verhältnissen hätte beträchtlich sein müssen.

Graf Gondrecourt vergaß, wie einige Blätter ihm nachrühmen, „über dem persönlichen Heldenmuth, der ihn vorwärts trieb, fast den Commandirenden“ — in der That, es dürfte einem General kaum ein schlechteres Compliment gemacht werden können. Er warf sich mit dem nächstbesten Bataillon auf die Dänen und verlor dabei alles Andere aus den Augen. Oberst Abele von Martini-Infanterie wirkte auf weit erspriechlichere Weise. Er führte seine Bataillone mit Muth und Besonnenheit dreimal gegen den Feind und vertrieb denselben aus Wedelspang, wenn es ihm auch nicht gelang, die hinter dem Königsberg befindliche dänische Schanze zu nehmen.

Die Jäger und das eine Bataillon Preußen stürmten dagegen Oberseß und den Königsberg und behaupteten auch beide Punkte nach einem dreimaligen, freilich von enormen Verlusten begleiteten Angriff. Bei dieser Gelegenheit eroberten die Oestreicher eine gezogene Kanone und zwei Danebrogs, die einzigen bedeutenden Siegeszeichen dieses Gefechtes, welches des beträchtlichen Verlustes und der großen Erschöpfung der Truppen wegen nach der Besetzung des Königsberges abgebrochen wurde.

Im Allgemeinen war auch hier den Mannschaften nichts Anderes übrig geblieben, als auf den Feind mit Kolben und Bajonnet loszugehen, da das Terrain vor den östreichischen Truppen zwar uneben und von Sümpfen durchschnitten, aber nicht coupirt war, die Wirkung der feindlichen, sehr gut placirten und dem Kaliber nach überlegenen Artillerie also äußerst kräftig sein mußte, während die Erfolge der östreichischen Artillerie, von welcher zu Ende des Gefechtes zwei Batterien mitwirkten, trotz der Aufopferung ihrer Bedienung höchst ungenügend waren. Es geschah der östreichischen Artillerie, welche ihre neuen Geschütze nur bei Wien unter den günstigsten, selbst gewählten Verhältnissen erprobt hatte, daß sich schon nach wenigen Schüssen die Schrauben der Richtvorrichtungen dergestalt verbogen, daß mehre Geschütze ihr Feuer augenblicklich einstellen mußten. Auch zersprangen verschiedene Geschosse vor der Zeit oder gar schon im Rohre, andere fielen weit vor dem Ziele nieder, und die wenigen Treffer blieben wegen der Kleinheit des Kalibers ohne große Wirkung.

Die Unzulänglichkeit der östreichischen Artillerie zeigte sich auffällig, als die verhältnißmäßig leichten Kaufes gewonnene wichtige Position auf dem Königsberge armirt und von da aus die Artillerie der gegenüber liegenden feindlichen Schanzen zum Schweigen gebracht werden sollte und Gablenz, weil es seiner Reserve an den hierzu entsprechenden Geschützen gebrach, die Preußen auf das dringendste um die Ueberlassung einiger Kanonen bitten mußte.

Von den beiden andern östreichischen Brigaden, welche an dem Gefecht

hätten Theil nehmen sollen, kam nicht ein Bataillon, und von der preussischen Gardedivision bloß eine Abtheilung des Regiments „Königin“ ins Feuer. Wären die Dispositionen besser entworfen oder, was auch möglich ist, genauer befolgt worden, so hätte derselbe Erfolg in kürzerer Zeit und mit weit geringeren Opfern erreicht werden können.

Gleichwohl bietet das Gefecht bei Oberfeld weniger Veranlassung zum Tadel, als mehre spätere Actionen des österreichischen Armeecorps.

Es ist schwer zu sagen, was die Oestreicher gethan hätten, wenn das Dannewerk von den Dänen ernstlich vertheidigt worden wäre. Aber der Uebergang der Preußen über die Schlei machte jedes fernere Verweilen der Dänen zur Unmöglichkeit, und dieselben zogen sich daher nach Flensburg zurück. Man hatte eine hartnäckige Vertheidigung der dänischen Stellung erwartet, und es war in Wien schon ziemlich laut von dem unsterblichen Ruhme die Rede gewesen, welchen sich die österreichischen Truppen bei diesem Sturme unfehlbar erwerben würden. Diese schönen Hoffnungen gingen nun nicht in Erfüllung. Doch wußte man sich hierüber zu trösten, und einige officiöse Journale besaßen Stirn genug, zu behaupten, daß die unerwartete Räumung des Dannewerks im Grunde doch nur den Oestreichern, deren furchtbarer Angriff über alle Beschreibung demoralisirend auf die Dänen eingewirkt habe, beizumessen sei.

Wenn auch das mittlerweile eingetretene heftige Schneewetter den Allirten den Rückzug der Dänen nicht sogleich bemerken ließ und letzteren somit einen Vorsprung verschaffte, so steigerte anderseits das wirklich entseßliche Unwetter die mit jedem Rückzug verbundenen Beschwerden, sowie die Verwirrung und Entmuthigung der dänischen Truppen beträchtlich, und nur den von den Oestreichern begangenen Fehlern ist es beizumessen, wenn der bei Deverssee noch einmal entbrennende Kampf eine solche Dauer und Heftigkeit erlangen konnte.

Der Räumung des Dannewerks war am 5. Februar der Einmarsch der Oestreicher in Schleswig gefolgt. Die Dänen, welche in dieser Stadt, sowie in dem Dannewerk große Vorräthe an Proviant, Montur und Munition zurüchlassen mußten, zogen sich zwar eilig, aber in guter Ordnung zurück.

Am 6. Morgens brachen die Oestreicher von Schleswig nach Flensburg auf. Dieses Mal bildete die aus den deutschösterreichischen Regimentern Hessen und Belgien und dem 9. Jägerbataillon bestehende Brigade Kostiz die Avantgarde. Das aus Kroaten und Raiczen bestehende Regiment Coronini wurde zur Besatzung für Schleswig bestimmt. Nach dem Plane des Feldmarschalls Wrangel hätte vor Deverssee Halt gemacht und die Ankunft der Preußen unter dem Prinzen Friedrich Karl abgewartet werden sollen. Aber die Eile, mit der Feldmarschalllieutenant Gablenz den Dänen nachjagte, bewirkte, daß abermals nur eine Brigade in das Gefecht kam. Bei dem Treffen bei Oberfeld hatte

doch ein Plan bestanden, wenn auch bei der Ausführung desselben manche Fehler begangen worden waren. Das Gefecht bei Deverssee dagegen war ein Nachdrängen ohne Ordnung und Zweck, wobei die Truppen beinahe vollständig aus der Hand ihrer Führer kamen, und anderseits die Führer fast gänzlich die Leitung ihrer Truppen vergaßen.

Die an der Spitze der Colonne ziehenden Husaren trafen nach etwa dreistündigem Marsche auf die dänische Arrieregarde und schossen sich mit denselben herum.

Die Dänen zogen sich fortwährend in bester Ordnung zurück, sendeten aber von jedem zu einem augenblicklichen Halt günstigen Punkte den österreichischen Reitern ihre sicher treffenden Schüsse zu, wodurch die Husaren empfindlichen Verlust erlitten, während sie, auf der spiegelglatt gefrorenen Straße nur Schritt für Schritt weiter kommend, ihren Gegnern nicht auf den Leib rücken konnten. So ging es bis Deverssee, hinter welchem Orte die Dänen in einer sehr günstigen Stellung am Rande eines auf einer Anhöhe liegenden Waldes die aus dem Dorfe debouchirenden Oestreicher erwarteten. Die am Eingange von Deverssee von den Dänen in aller Eile angebrachte Berrammlung wurde zwar schnell beseitigt; gleichwohl verging dabei so viel Zeit, daß die Jäger auf die Husaren und die Infanterie auf die Jäger aufdrängten, und nun die ganze Masse sich durch den engen Ort vorwälzte. Am Ausgange wurden die Husaren von dem heftigsten Feuer empfangen und geworfen, erst nach einiger Zeit konnten sie wieder gesammelt werden, und nahmen seitwärts eine neue Aufstellung. Hätten die Dänen in diesem Augenblick ihren Vortheil benutzt und ihre Cavallerie angreifen lassen, so würden sie die heillofeste Verwirrung angerichtet haben.

Gablenz, der mit seinem Gefolge den Husaren auf dem Fuße gefolgt war, schickte nun die Jäger gegen den Feind. Er hielt sich immer in den vordersten Reihen der Tirailleurs auf und wurde bei dieser Gelegenheit von einer matten Kugel, welche sich an einer Schnalle seines Säbelgehänges abplattete, getroffen, ein Zufall, von welchem die österreichischen Blätter kein geringes Aufheben machten. Die größten Feldherrn haben sich bisweilen an der Spitze irgend-einer Abtheilung, jede Gefahr verachtend, auf den Feind geworfen. Aber dies geschah eben nur in besonderen Momenten, wo alles auf dem Spiele stand und das Beispiel des Heerführers die Krieger zur Aufbietung ihrer letzten Kräfte begeistern sollte. In jedem andern Falle ist eine solche Bravour des commandirenden Generals nicht nur zwecklos, sondern nachtheilig, da derselbe, sobald er sich in den Einzelkampf verwickeln läßt, sich zum gemeinen Streiter oder im besten Falle, die specielle Leitung einiger Pelotons übernehmend, zum Subaltern-offizier herabsetzt und das Ganze aus den Augen verliert.

Und jetzt konnte man einmal recht deutlich erkennen, wie wenig Intelligenz dem Systeme der österreichischen Kriegsführung zu Grunde liegt, und wie

überall nur der todte Buchstabe und die leere Form zur Geltung kommen. Man hatte 1859 mit Recht getadelt, daß die Oestreicher von dem Bajonnet nur selten und in ungenügendem Maße Gebrauch gemacht hatten. Die Führer hatten die überwiegende Körperkraft des österreichischen Soldaten nicht zu benutzen verstanden und sich auf das Feuer desselben verlassen, wo es theils wegen des Terrains, theils wegen der Unbekanntschaft der Mannschaft mit den neuen Präcisionsgewehren ohne bedeutende Wirkung bleiben mußte, daher denn fast regelmäßig die österreichischen Truppen von den in Massen über sie herfallenden Franzosen über den Haufen gerannt wurden, ehe sie nur zur Besinnung gelangt waren. Nun wurde der beständige kräftige Gebrauch des Bajonnets gepredigt und auf allen Exercirplätzen geübt, und den Schluß jeder Uebung, dieselbe mochte welch immer für einen Gegenstand betreffen, mußte ein Bajonnetangriff mit obligatem „Hurrah“ bilden. Solche eindringliche Lehren blieben nicht unbeachtet, die österreichischen Soldaten und ihre Offiziere glaubten aber von jetzt an unter allen Umständen und gegen jeden Feind immer nur mit dem Bajonnet losstürzen zu müssen, was in dem gegenwärtigen Falle zwar heroisch, aber durchaus nicht klug war, da die Dänen, welche mehr passiven als activen Muth besitzen, in der Benutzung der vorhandenen natürlichen Deckungsmittel besonders gewandt sind. Auch die Preußen wissen, wie Düppel und Alsen gezeigt haben, das Bajonnet vortrefflich zu brauchen, aber sie waren so klug, den Gegner durch ein sicheres und wohlgenährtes Feuer zuvor mürbe zu machen, und erlangten dann weit vollständiger und mit verhältnißmäßig geringen Verlusten dasselbe, was die Oestreicher nur theilweise und mit großen Opfern erreichten.

Freilich gereicht der österreichischen Infanterie zur Entschuldigung, daß der größte Theil ihrer Gewehre gar nicht losging, weil alle Eisentheile dick verrostet und Ladung wie Zündhütchen durch die Feuchtigkeit verdorben waren. Indes lag darin wieder ein bitterer Vorwurf. Die Führer der Oestreicher, bei denen in der Regel der äußere Glanz dem wirklich Nützlichen, die Nebendinge der Hauptsache vorgezogen werden, hatten auch hier ihre Gewohnheit nicht vergessen und eher auf alles Andere, als auf die Anleitung zur zweckmäßigen Behandlung und Conservirung der kostspieligen Präcisionsgewehre ihr Augenmerk gerichtet, daher die Soldaten, von der Strenge des Friedensgamaschendienstes befreit, sich nun in allem gehen ließen und sich um ihre Gewehre so wenig kümmerten, daß es weit vortheilhafter gewesen wäre, wenn man sie bei ihrem Abmarsche mit einfachen Speißen bewaffnet hätte, da dieselben jedenfalls länger, leichter und minder kostspielig gewesen und auch die Patronentaschen, Bajonnettscheiden und Ladestöcke entbehrlich geworden wären.

Die Jäger ließen, vorwärts stürmend, wobei sie einen Knick nach dem andern nehmen mußten, binnen einer Stunde fast den sechsten Theil ihres Ba-

taillons auf dem Plage, und als sie endlich den Wald erreicht hatten, sahen sie ihren Verlust sich noch vergrößern, da die hinter den Bäumen sich verbergenden Dänen, deren Gewehre unter gleichen Umständen nicht unbrauchbar geworden waren, jetzt aus größter Nähe ein sicheres Feuer unterhielten oder ihre athemlosen Gegner stehenden Fußes erwarteten und dann ihre geschonte Körperkraft zur Geltung brachten.

Das Regiment „Belgien“ ging zur Unterstützung der Jäger rechts und links der Straße vor und verfolgte mit derselben Tapferkeit, aber auch denselben Verlusten die Dänen bis in den Wald. Prinz-Württemberg, der Oberst dieses Regiments, Oberstlieutenant Illeschütz und die meisten Hauptleute wurden verwundet. Wiewohl nun zwischen den Verpflichtungen eines commandirenden Generals und eines Regimentscommandeurs ein bedeutender Unterschied ist, kann man doch meinen, daß Prinz Württemberg, dessen Bravour längst über jeden Zweifel erhaben war, eigentlich nichts in der Tirailleurkette zu thun hatte und nur durch das Beispiel des Commandirenden dahin gezogen wurde.

Die Dänen, welche einen nachhaltigen Widerstand nicht beabsichtigen konnten, zogen sich endlich auch aus dem Walde zurück, unverfolgt von den Destreichern, welche das Regiment „Hessen“ vorschickten, um die gänzlich erschöpften andern Truppen sammeln und das Bivoual beziehen lassen zu können. Der Feind sollte am folgenden Morgen durch die Brigade weiter verfolgt werden, doch mußte man der zu großen Erschöpfung wegen davon absehen, und die preussische Gardedivision erhielt diese Aufgabe.

Die Cavallerie konnte während der späteren Momente des Gefechtes nicht mitwirken, sowohl wegen des ungünstigen Terrains als wegen der Ermattung ihrer Pferde. Von den Leistungen der Artillerie ist hier noch weniger als bei dem Gefechte von Oberself etwas zu melden. Bei dem tollen Darauslosjagen hätten übrigens auch die der Brigade folgenden Geschütze kaum einen schicklichen Platz zur Aufstellung und einen von den eigenen Truppen freien Raum für ihr eigenes Feuer finden können.

Etwa vierhundert gefangene Dänen und die von den Flüchtigen schon vor dem Gefechte weggeworfenen Waffen und zurückgelassenen Fuhrwerke waren die einzigen Trophäen, welche die Destreicher aufweisen konnten. Dagegen gewannen die Dänen — Zeit, das Beste, was ihnen in ihrer damaligen Lage geboten werden konnte. Die Destreicher hatten nicht etwa eine wichtige Position erobert, sie hatten dem Feinde keinen sehr bedeutenden Schaden zugefügt, dessen Absichten nicht vereitelt. Es war eben nur ein Gefecht um des Gefechtes willen, ein tüchtiges Raufen. Das Commandeurkreuz des Theresienordens, welches Herr v. Gablenz für den „Sieg“ bei Deverssee erhielt, war damit nicht verdient. Nach den Statuten soll dieser Grad des Ordens nur

jenen, welche „freiwillig, mit besonderer Herzhaftigkeit und Umsicht ganz außerordentliche und von den vortheilhaftesten Folgen begleitete Handlungen vollführt haben“, ertheilt werden, und kein Rükhterner wird behaupten können, daß ein mehrstündiges Dahertreiben in einer von den Nachfolgenden zu immer größerer Eile getriebenen Colonne und der Aufenthalt unter den Plänklerschwärmen, so anstrengend und gefährlich auch Beides gewesen sein mag, zu den erwähnten Handlungen gehören, und daß ein großer Vortheil damit erlangt worden ist.

Für die wirklich erreichten sehr mäßigen Erfolge wurden der Opfer wirklich mehr als zu viele gebracht. Das brave Regiment Belgien verlor nahezu den dritten Theil seiner Mannschaft und mehr als die Hälfte der Offiziere. Diese außerordentliche Einbuße an Offizieren ist aber nicht bloß aus der hervorragenden Bravour der Offiziere, sondern vielleicht ebenso sehr aus einem andern Umstande zu erklären. Der alte Radeky hatte glücklich alle Paradeanhängsel, durch welche der Offizier schon von Weitem kenntlich gemacht wurde, beseitigt. Nun aber wurde angeordnet, daß die Offiziere die Feldbinde über dem Mantel von der Schulter zur Hüfte hinabhängend tragen sollten. Das vier Zoll breite Band und die anderthalb Schuh langen armdicken Quasten der hochcitronengelben weithin schimmernden Feldbinde auf dem schwarzgrauen Mantel markirten den Offizier auf eine alle Zweifel beseitigende Weise und machten ihn zu einem fast nicht zu verfehlenden Zielpunkte. Seither ist allerdings diese Vorschrift wieder abgeschafft worden; aber es bleibt immerhin traurig, daß es erst der nutzlosen Verschwendung mehrerer Menschenleben bedurfte, ehe man eine von der krasssten Unvernunft dictirte Anordnung aufzuheben sich bequeme.

Bemerkenswerth ist noch, daß General v. Kostiz, welcher sich bemühte, die Leitung der ihren Offizieren fast ganz aus der Hand gekommenen Truppen zu behalten, sich gerade hierdurch die Ungnade des commandirenden Generals zugezogen zu haben scheint; wenigstens war er nahe daran, das Schicksal des Obersten v. Baselli zu theilen.